

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 121 (1995)
Heft: 25

Artikel: Publikumsarmut
Autor: Maiwald, Peter / Binder, Hannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-605474>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Publikumsarmut

VON PETER MAIWALD (TEXT) UND HANNES BINDER (ILLUSTRATION)

Wenn die Poesie arm an Publikum ist, macht sie je nach Temperament wütend oder tränentraurig aus ihrer Not eine Tugend und erklärt sich trotzig zur Eliteinheit, nicht ohne dabei zugleich vorsorglich den Minderheitenschutz zu beantragen. «Die Kunst», definierte Gottfried Benn grollend, «ist eine Sache von fünfzig Leuten, davon noch dreissig nicht normal sind.» Arno Schmidt zog eine bittere wie kleine Wurzel aus der Bevölkerungszahl, die er zu seinem eben möglichen Publikum bestimmte und die Enzenbergersche Konstante 1342 possible Poesieliebhabern in jeder Sprachnation ist nur eine zeitgemässe Auflage der traditionellen Schutzbehauptungen und Nottugenden.

Wenn die Poesie arm an Publikum ist, stellt sie sich selten vor den Spiegel und sieht hinein. Im Gegenteil: Die Poesie pflegt dann grosse Spiegel vor das Publikum zu stellen und beginnt sich zu wundern, dass das Publikum sich dünne macht. Das Publikum möchte sich nämlich nicht im Spiegel sehen – es kennt sich schon –, sondern in der Poesie. Das Publikum möchte nämlich überhaupt nicht wissen, wer oder was es ist – das weiss es schon –, sondern vielmehr, wer oder was es sein könnte. Da aber versagt die Poesie, die arm an Publikum ist, wortwörtlich und buchstäblich, weil ihr der Bruder Leichtfuss und der Bruder Leichtsinn flöten gegangen ist, und weil ihr die Schwestern Fantasia, Morgenlicht und Sagstduwasbistduwas Adieu gesagt haben.

Wenn die Poesie arm an Publikum ist, senkt sie ihre Augen zum eigenen Nabel und verwechselt ihn mit der Welt. Dann verabreicht sie Rezepte statt Mahlzeiten, Baupläne anstelle von Häusern, Sternkarten anstelle von Sternen, Skelette statt Menschen. Eitel spricht sie davon, dass sie gemacht ist und wie. Selbstverliebt spricht sie nur noch davon, was ihr Schwierigkeiten macht – Ichzusagen zum Beispiel, Waszusagen zum Beispiel –, und von der Macht ihrer Schwierigkeiten, bis das Publikum gelangweilt auseinanderläuft: Es wollte ja nur einen Stromabnehmer, eine Wortsteckdose erwerben, und nun wird ihm ein ganzer Elektrotechnikerlehrgang abverlangt.

Wenn die Poesie arm an Publikum ist, sind immer die anderen schuld, nie die Poesie. Es ist das Fernsehpublikum, das nicht mehr lesen will, eine glatte, also unpoetische Lüge, weil natürlich

auch das Fernsehpublikum wie jedes andere aus Vorf Fernsehzeiten liest, aber dabei nicht unbedingt gelangweilt, intellektuell abgestraft oder sonstwie nicht für voll genommen werden will. Es sind die Kritiker, die angeblich nur eine Handvoll Handschriften fördern und andere und andersartige nicht, was eine Überschätzung von Kritikern ist. Sie haben der Poesie noch nie etwas geben und noch weniger nehmen können, was man allerdings nicht von allen Poeten sagen kann. Es sind die geldgierigen Verleger, die nur verlegen, was Geld giert, und die habsüchtigen Buchhändler, die nur führen und ins Schaufenster legen, was ihre Habe zu mehren sucht. Das ist natürlich jenseits der Realität, und es gibt zu ihren Gunsten nicht wenige und nicht zu knapp höchstlebendige,

unverkannt geniale Poeten, deren Gedichte und Bücher und Lesungen nicht arm an Publikum sind, weil ihnen das Eichendorffsche Grundgesetz geläufig und widerfahren ist: Man muss halt schon, wenn es denn Poesie sein soll, das Zauberwort treffen.

Wenn die Poesie arm an Publikum ist, dann hofft sie auf bessere Tage, muckscht in ihren Nischen herum, tröstet sich mit den Unzeitgemässen aller Zeiten, klatscht, dass auch Goethe, wenn nicht Klopstock, am Anfang im Selbstverlag und auf eigene Kosten drucken liessen, zitiert alle ihre Zitate, die jedes Schulkind kennt, und faselt was von ihrer Bedeutung für Bildung, Sprache und Kultur, die doch nicht wegzudiskutieren sei, nennt sich Herzensnahrung, Kopfgrütze, Geistvitamin und Grundbedürfnis, stellt Hiob, Jeremias und alle Klageweiber in einem dar und bemerkt nicht, wie sie dabei ihr Publikum verarmt.

Wenn die Poesie arm an Publikum ist, bleibt ihr nichts anderes übrig als die Poesie. Dann muss sie sich allerdings auf ihre Versfüsse stellen, auf ihre Zauberworte verlassen, auf ihre Wortkehrbesen und ihre Buchstabenstäbe, auf die Magie der Begriffe und den Verstand der Unbegriffe, und auf die Eigenart, die sie von allen anderen Künsten unterscheidet, die Fähigkeit zu der geheimnisvollen Schrift zwischen den Zeilen. Dann kann sich die Poesie vor den Spiegel setzen und ihren Lippenstift nehmen, aber nicht, um sich den Mund nach der Mode zu schminken, sondern um damit zu schreiben. Das Publikum ist immer so reich und reichlich, wie die Poesie reich und reichlich ist.

